

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 9. July 1833.

82

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Felsmühle am See Attalières.

(S c h l u ß.)

Clotilde trug auf und nahm endlich am Tische Platz, so, daß sie Wilhelm gegenüberzusitzen kam. Sie war äußerst munter, der Strom der Rede floss leichter und ruhiger, aber Konrad ärgerte sich im Stillen, daß er nur Weniges auffaßte. Endlich trat Clairon ein. Clotilde räumte ihm den Platz und entfernte sich. Eine gewisse Befangenheit, eine lästige Unruhe, von der er sich gern losgekämpft hätte, prägte sich auf seiner Stirne aus. Wilhelm war unerschöpflich in Lobeserhebungen der trefflichen Tochter, pries ihn glücklich, beneidenswerth; Clairon zuckte aber die Achseln und blickte von Zeit zu Zeit ins Freye. Wilhelm suchte das Gespräch in Fluß zu bringen, er schlug alle Saiten an, bis er endlich dasselbe auf historische Erinnerungen hinführte, bis er an Schlachten erinnerte, in welchen die Tapferkeit gegläntzt hatte. Da verzog sich jede düstere Wolke auf Clairon's Stirne, er nahm Theil an der Rede und wurde zutraulicher. „Ich will Euch Geleit geben,“ sagte er, als er sich von seinem Stuhle erhob.

„Wir bedürfen desselben nicht,“ entgegnete Wilhelm, „das Wetter ist schön, der Weg gut und befahren, wir danken.“ Clairon nahm Wilhelm's Hand und schüttelte sie recht freundschaftlich.

Als er sich entfernt hatte, sagte Wilhelm zu Konrad: „Wie gefällt dir das Mädchen?“ — „Ganz vortrefflich, Herr Lieutenant,“ erwiderte er, „wenn wir noch zwey Stunden verweilen, gibt es ein Heirathsversprechen. Das Mädchel ist in Sie ganz verduht und vernarrt, und Sie — haben Zeit, sich zu entfernen, um den Liebesbrand nicht in volle Flammen ausbrechen zu lassen. Inzwischen fürchte ich, der alte, finstre Clairon löscht ihn ganz unerwartet. So herrlich die Tochter ist, so widrig kommt mir der zweydeutige Vater vor.“ — „Konrad,“ fuhr Wilhelm fort, „du bist ja ein Stern- und Traumdeuter — ein glücklicher Lottospieler, der schon Manches errieth. Das Gemälde von der anstoßenden Mühle beunruhigte mich heute Nachts mit einem seltsamen Traume. Mir war's, als nähme mich Clotilde in ihre Arme, trüge mich fort, und versenkte sich mit mir in den See. Ich ärgerte

mich im Traume, daß mir so etwas passirte, ich wehrte mich mit aller Manneskraft; allein ich war wie gelähmt und mußte mich von dem schönen Mädchen nolens volens auf emporgehobenen Armen forttragen lassen.“ — „Das bedeutet Heirath,“ erwiederte Konrad, „ich sehe Glück in diesem Traume; nur das Versenken möchte weggeblieben seyn, denn es überläuft mich eiskalt, wenn ich mir's so recht deutlich vorstelle, wie sie mit Ihnen forteilt und sich gleichsam im See begraben will.“ —

„Also kein Treffer, Konrad?“ fragte Wilhelm lächelnd; „du bist heute nicht bey guter Laune! Mir gefällt dieser seltsame Traum, denn ich sah einen Engel in der holdesten Frauengestalt.“ Wilhelm unterbrach das Gespräch über diesen Gegenstand, der ihn nur im Vorübergehen beschäftigte. Der Eindruck des Schauerlichen erlosch schnell, so oft er Clotilde sah und vermochte durchaus nicht sein Gemüth zu umdüstern.

Clotilde erregte durch ihr zuvorkommendes Benehmen, durch ihre Zuneigung keinen geringen Haß gegen Wilhelm und gegen sich selbst. Einer der Mühlknechte hatte, hoffnungslos für sie entglüht, die Sage verbreitet, daß sie dem feindlichen Officier die Hand geboten, worüber besonders der ganz nahe wohnende Pächter, dem sie der Vater zur Frau geben wollte, furchtbar ergrimmte.

Wilhelm bemerkte, daß sich mehrere Gruppen von Bauern in einiger Entfernung am Seegestade sammelten. Da er keine Waffen bey ihnen entdeckte, nahm er die Sache sehr gleichgültig und traf Anstalten zum Abmarsche. Konrad sattelte und wollte, die Pferde aus dem Stalle führen. Da trat Clairo herein, machte Wilhelm auf die Gefahr aufmerksam, die ihn bedrohte und rieth ihm, schnell aufzubrechen.

„So lange Ihr in meinem Hause seyd, soll Euch kein Haar gekrümmt werden. Ich habe in Euch einen vortrefflichen jungen Mann, einen geschickten Soldaten von Erfahrung kennen gelernt. Die Neigung meiner Tochter entflammte den Haß gegen Euch noch mehr. Er erwachte leider schon gestern, als Ihr die Schwelle meines Hauses betratet. Ich suchte die erzürnten Gemüther zu beruhigen, aber zweifle am Erfolge. Ihr steht in Clairo's Schutze; ich will es wieder versuchen, das Gewitter zu verscheuchen. Laßt Euch im Augenblicke nicht sehen und haltet Euch ruhig. Mein Wort hat noch Gewicht!“ Konrad kam und meldete, daß die Pferde gesattelt und gezäumt seyen. Wilhelm beehrte ihn, als Clairo sich entfernt hatte, über die große Gefahr und trug ihm auf, spornstreichs mit der Depesche nach Clavigny zu reiten, dem Major den Stand der Dinge genau zu hinterbringen und ihn in seinem Namen um ein Detaschement zu bitten, das seine Person sicherte. Er schrieb einige flüchtige Zeilen auf ein Blättchen Papier, worin er zu aller Vorsicht den Major von seiner Lage in Kenntniß setzte. Konrad wollte ihn nicht verlassen, er bat mit emporgehobenen Händen, ihn nicht wegzuschicken, er stellte ihm die Nothwendigkeit seiner Gegenwart vor und mißrieth ihre Trennung. Wilhelm bestand auf dem einmal gefaßten Entschlusse und Konrad mußte gehorchen. Er fiel Wilhelm um den Hals, drückte ihn an seine Brust, und nahm unter Thränen Abschied. „In drey Stunden erwarte ich dich wieder zurück. Lebe wohl und — rette mich!“ Konrad führte in aller Stille Wilhelm's Braunen in den Stall zurück, schwang sich auf seinen Siebenbürger und sprengte davon. Da er seinen Mantel überwarf und den Säbel sich höher unter dem-

selben anschnallte, erkannte man ihn nicht sogleich; im Gegentheile hielten sie ihn für einen Lärmböthen, der die Nachbarn aufrufen sollte.

Clotilde klammerte sich flehend an ihren Vater; sie bot alle versöhnenden, alle ermutigenden Worte auf, sein Ansehen geltend zu machen, die Nachbarn aufzuklären und zur Ruhe zu bringen, um Wilhelms theures Leben vor ihrer Wuth zu schützen. Sie stellte ihm vor, welches Unglück ihrem Hause selbst drohte, falls sie sich an ihm vergrieffen, wie schwer der deutsche Arm, das Schwert der Allirten jede Mißhandlung an ihnen selbst strafen würde, ja sie ging, die liebebegeisterte Jungfrau, so weit, den Vater zur Pflicht zu mahnen, die Auszeichnung, die seine Brust schmückte, nicht durch ein verrätherisches Einverständnis zu bestecken. Sie ließ nicht von ihm, bis er ihr das heilige Versprechen gab, sich von jedem Bunde gegen Wilhelm loszusagen — sie beschwor ihn bey dem Geiste ihrer geliebten Mutter und warf sich endlich zu seinen Füßen, um die rauhe Kriegerseele mit ihren Bitten zu rühren.

Er hob sie schweigend auf, drückte sie an sein Herz und sagte: „Clotilde, dein Vater wird nie ein Verräther an dem braven Deutschen. Es soll ihm nichts Schlimmes begegnen! Aber deine Liebe, Kind, deine Leidenschaft kann ich nicht zugeben. Entfage ihr! Bedenke, daß du die Tochter der großen Nation bist, die nicht zugibt, daß sie sich mit dem verhaßtesten Feinde verbinde! Du wolltest deinem Vater, deinem Vaterlande untreu werden? — Clotilde, traue nicht der Soldatenliebe, sie ist flüchtig und unstät wie das Loos des Soldaten. Du könntest Frankreich verläugnen?“ Sie stürzte von ihrem Vater weg, warf sich in einen Lehnstuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte. Er blieb betrachtend vor ihr stehen; es ergriff ihn der Schmerz der Tochter mit Doppelgewalt; er mochte sich im Stillen bitter anklagen, selbst in voriger Nacht durch hingeworfene Worte zur Rache aufgereizt zu haben. Er seufzte tief auf, und rief endlich: „Clotilde, Herzenstochter! hier meine Hand! Du sollst mich nicht mehr Vater nennen, brech' ich dir das Wort! Alles soll eine gute Wendung nehmen!“

Wilhelm beobachtete vom Fenster aus die Bewegungen der Bauern, die sich allmählig nach verschiedenen Richtungen zerstreuten. Er hätte bald die Absendung Konrads bereut und wollte ihn noch einholen, um den Anmarsch des nachgesuchten Detaschements persönlich einzustellen, als er plötzlich rückwärts von der Mühle her Flintenschüsse vernahm.

Im Hause herrschte eine Todtenstille, die nur das Rauschen des Wassers, das Geklapper der Mühle und der brausende Umschwung der Räder unterbrach. Endlich erhob sich ein wilder Lärm. Clotilde stürzte herein und rief: „Wilhelm, rüste dich! Zieh deine Pistolen, sey tapfer und dein Arm zerstäubt die Verräther, die dein Blut verlangen! Wo ist Konrad? Ruf ihn! Ich will ihn holen! Dein treuer Gefährte schützt mit mir den theuren Gast! Ich weiche nimmer von deiner Seite! Ich, das Mädchen, ich, die Französin, die einzige Tochter Clairon's, will dir Schirm seyn, will mit dir sterben, wenn die Rotte verblendeter Meuterer über diese geweihte Stelle dringen sollte!“ Sie schlang ihren Arm um ihn, und nahm eine Pistole vom Tische weg. Wilhelm, der die Gefahr immer näher kommen sah, stand fest und unerschütterlich. Er hörte Clairon's Donnerstimme, der seine Knechte zusammenrief und zur tapfern Gegenwehr aufforderte. Hurtig flogen sie herbey — sie glaubten, es rücken feindliche Truppen heran und griffen mit wilder Hast nach den Mus-

reten, die sie in der Mühle verborgen hatten. Clairon stellte sie im Hausflur auf; er verstand sich als geübter Soldat auf Angriff und Vertheidigung, und sein Hauscommando, so wirksam in der Mühle, sollte auch heute als ein militärisches nichts an seinem Nachdrucke verlieren.

Wilhelm faßte Muth, er überzeugte sich, daß Clairon's Versicherungen keine Heucheleien waren, daß er unter seinem mächtigen Schirm stehe, der jeden Angriff seiner aufgeregten Landsleute mit Erfolg zurückschlagen werde. „Clotilde,“ sagte er, „ich sah dich heute als meinen Schutzgeist im Traume. Du trugst mich empor auf dem linden Bogen deiner Arme, aber schaudre nicht: — du trugst mich nach der Tiefe, nach dem See und — ich bin Soldat und zähle die Tage der Zukunft nicht! Mir gilt der Augenblick, und in diesem umschließe ich einen Himmel! Eine unbegreifliche Fügung des Himmels führte mich in dein Haus. Dein Vater hat mich gerettet — er wird meinen Untergang nicht beschworen haben. Geh', theure Clotilde, verlaß mich in einem so gefährlichen Momente! Deiner bedarf der Vater noch viele Jahre. Ich theile das Loos des Krieges wie viele Tausende meiner Waffenbrüder. Der Soldat nimmt alles hin mit kaltem Gleichmuth — Leben und Tod! — Besorge diese Papiere, wenn ich falle, bis Konrad kommt, und denke mein!“ Wie begeistert rief sie aus: „Ich weiche nicht von deiner Seite, Wilhelm, dir gehört mein Leben, dir Wilhelm! Du hast so schön geträumt! — O, meine Mutter winkte mir heute Nachts so zärtlich; du standest als Bräutigam neben mir! Sie breitete die Arme aus nach uns und segnete das glückliche Paar. Laß mich an deiner Seite stehen! Über Clairon's Haus waltet kein günstiges Loos, und die Zweydeutigkeit meines unglücklichen Vaters vollendet seinen Untergang!“ Kaum waren die letzten Worte ihren Lippen, die fieberhaft zuckten, entflohen, als Clairon hereintrat. „In seinen Armen,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „das ist doch zu viel!“ Aber schnell gewann die Vaterliebe wieder die Oberhand. Die Natur, die immer wieder in der menschlichen Brust das Gleichgewicht herstellt, siegte über die plöbliche Aufwallung des Nationalhasses. Die tiefe, schmerzliche Wehmuth, die aus Clotildens Blicken tief in das Herz des Vaters drang; die edle Ruhe Wilhelms, diese feste Entschlossenheit, diese würdevolle, besonnene Haltung entwaffneten den Zorn und brachen die stürmische Macht der Leidenschaft. „Ihr seyd geschützt,“ hub Clairon an, „ich bin nun ganz ohne Sorgen um Euch. Ich erwarte zudem mit jedem Augenblicke Eure Truppen selbst. Ihr hättet derselben nicht bedurft; Ihr hegtet nicht viel Zutrauen gegen mich! — Clotilde, gehe deinen häuslichen Geschäften nach! Hier ist nicht deine Stelle! Ich will dich vertreten! —“

Wilhelm, der Clotildens Hand in der seinigen festhielt, nahm das Wort: „Herr Clairon, bemüht Euch nicht mehr um die Sicherheit meiner Person! Ihr habt genug gethan! Dieses herrliche Mädchen hier, Eure Clotilde, ist mein treuer Beschützer! Diesem vertrau' ich wie Euch selbst. — Gönnt ihr noch einige Minuten an meiner Seite, gönnt mir den schönen Genuß ihrer heitern, beglückenden Gegenwart! Ich habe in diesen wenigen Pulschlägen das schönste Leben durchlebt. Die Trennung ist nahe, ich hoffe binnen einer Stunde nicht mehr in diesen Mauern zu seyn. Clotilde, dieser Name sollte mich überall hin begleiten! — — Blick auf, schöne Tochter, schau mir ins Auge, eh' ich scheid. Kann ich dich auch nie besitzen — du bist doch ewig mein!“ Diese Worte rührten den alten Clairon; Clotilde preßte ihre Lippen auf

Wilhelms Hand und benetzte sie mit Thränen. Plötzlich erscholl der wilde Ruf: „Nieder mit den Deutschen!“ Eine Rote bewaffneter Bauern stürmte von der Höhe herab. Sie hatten aus der Entfernung das Detaschement bemerkt, das in Eile heranritt.

Sie drangen wuthentbrannt in das Haus, warfen die bewaffneten Mühlknechte über den Haufen und forderten Clairon auf, den deutschen Officier auszuliefern, um eine Geißel in ihrer Gewalt zu haben, die sie gegen die Feinde sicher stellte.

Clairon warf sich ihnen entgegen und versuchte durch Drohungen und gute Worte auf sie einzuwirken. Er riß einem seiner Knechte die Musquete aus der Hand und fällte das Bajonet gegen den andringenden Haufen. Sie schalteten ihn einen Verräther, der selbst mit dem Deutschen einverstanden sey, der seine Tochter an ihn verkuppelte, und legten ihre Feuergewehre auf ihn an. Die Mühlknechte sammelten sich schnell um ihren Herrn und stellten sich als eine Schutzwehr an seine Seite.

Wilhelm schritt, zwey Pistolen vor sich hinhaltend, unter die Thüre, während Clotilde stehend in ihn drang, sich nicht der Gefahr preiszugeben, und sich zu ihrem Vater Bahn machte. Die Bauern drangen vor. Plötzlich fiel ein Schuß. Eine Kugel durchbohrte Wilhelms Brust. Er stürzte zurück in Clotildens Arme und hauchte sein Leben aus.

„Mein Wilhelm!“ schrie sie mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes, des fürchterlichsten Entsetzens. Ihr Schmerzruf scholl durch das ganze Haus. Verzweiflung malte sich auf allen Muskeln ihres blassen Gesichtes; sie schloß krampfhaft den entseelten Liebling in ihre Arme und starrte mit dem Blicke der Verzweiflung die Rote an, die versteinert vor der Thüre stand und von unheimlicher Furcht ergriffen, nach allen Richtungen entfloß. „Meine Clotilde,“ rief Clairon, der sich vor dem Leichname niederwarf. „Tochter, ich verdiene den heiligen Namen eines Vaters nicht mehr!“ — „Hinweg,“ rief sie, „hinweg, hier schläft ein Engel! Verräther, störet seinen Schlummer nicht!“ Clairon stierte wie ein Verzweifelter vor sich hin und schlug die geballten Fäuste vor die Stirne. Er wußte nicht mehr, was um ihn her vorging.

Clotilde raffte den Leichnam auf, schwang ihn mit kräftigen Armen empor, eilte mit ihm nach dem tiefen Bassin und stürzte sich mit ihm in die grauensvolle Tiefe.

Das Detaschement rückte heran. Konrad gab seinem Siebenbürger den Sporn, um seinem Herrn die freudige Nachricht der Rettung zu bringen. Wie staunte er, als er die Spuren des Blutes, als er Clairon händeringend sah! Die Zunge war ihm gelähmt! Todesschauer rieselte ihm eiskalt durch alle Glieder — er sah mit Entsetzen das Gräßliche, das geschehen, bis endlich ein Strom glühender Thränen aus seinen Augen hervorquoll. Der tief gebeugte Clairon erzählte ihm, was sich zugetragen. Er wußte nicht, was mit Clotilde vorging.

Das Detaschement stieg vor dem Hause ab; — es sah noch Überreste des Unglücklichen — die Pistolen, den Säbel und versiegelte Papiere. Nach einigen Stunden entdeckten sie die Leichname der Liebenden in dem felsumschlossenen Bassin.

Die Heitern und die Traurigen.

Hin nach dem Wald' bin ich gegangen
 Bey holder, frischer Mayenluft,
 In neuer Jugend vollem Prangen
 War Alles Leben, Alles Duft.

Die Sonne scherzte mit den Keimen,
 Sie blickten innig froh empor,
 Und in des Himmels blauen Räumen
 Ertönte munt'rer Vögel Chor.

Die Tannen und die Kiefern tragen
 Ihr ernstes, dunkelgrünes Kleid.
 „Ihr Tannen, wollt ihr niemals sagen
 Vom Lebensglück, von Wonnezeit?“

Sie seh'n mich ruhig an und schweigen,
 Indem sie auf die andern seh'n,
 Mit ihren hellen Blätterzweigen; —
 Die heitern Bäume nur versteh'n.

Die Blätter sind des Waldes Lichter,
 Des Waldgotts Lieblinge, sein Scherz!
 Sie sind die fröhlichen Gesichter, —
 Die Nadeln — Lebensweh und Schmerz!

Die Vöglein sich die heitern wählen,
 Um ihnen Gruß und Lied zu weih'n; —
 Ach, nur bey glücklich frohen Seelen
 Zieht Freund und Fremder freudig ein.

Zum Wald bin wieder ich gegangen,
 Den Blätterbaum find' ich entlaubt.
 Der Nadelbaum hebt ohne Bangen
 Mit Muth sein frisch umgrüntes Haupt.

Die Birke und Buche klagen leise,
 Sie schau'n nach Blatt und Sang sich um.
 Der Tanne blieb auch unterm Eise
 Ihr ächtes, wahres Eigenthum.

Caroline Leonhardt.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Die Aufführung der vieractigen Oper: „Robert der Teufel,“ Musik von Meyerbeer, Text von Scribe, in dem Josephstädtertheater (zum ersten Male am 20. Junn) hat im Wiener Publicum Erwartungen erregt und größtentheils wohl auch befriedigt, welche von so verschiedenartigen Gesichtspuncten ausgingen, daß es dem Ref. erlaubt seyn muß, zuerst diese Anforderungen in ein helleres Licht zu setzen. Die Hoffnung, in genannter Composition ein ächt deutsches Werk zu finden, worauf wir Deutsche, geschmeichelt durch den ungewöhnlichen Succes derselben im Auslande, mit Stolz hinweisen könnten; ferner eben dieser außerordentliche Erfolg, der von Paris und London als ein schöner Vorbothe hereinzog ins deutsche Land; endlich die entschiedene Aenderung in der Auffassungsweise des berühmten Componisten, der früher bekanntlich ein offener Anhänger der italienischen Schule war: — alles das ist als Standpunct der Erwartungen zu betrachten, von welchem aus der Kenner und der Dilettant diese Erscheinung prüfen wollte. Es liegt nicht in der Absicht unsers Blattes, eine detaillirte, rein musicalische Auseinandersetzung der einzelnen Nummern zu liefern: es handelt sich unserer

Ansicht nach vielmehr um den Totaleindruck, um den Effect und das Verdienst eines Ganzen, da eine jede Kunstleistung nur als solches ihrem ersten, hohen Zwecke entspricht. Dem Scrib'schen Text, wie er im Original ist, und wie er sich wohl auch in der Josephstädter Bearbeitung zusammenrathen läßt, fehlt das vorzüglichste Substratum für den Dondichter — die Leidenschaft. Roberts Charakter ist ein lockeres Mosaik von Wankelmuth, der jeder Verführung zum Bösen so leichtes Spiel gewährt, daß diese letztere sonach gar keiner Kraft bedarf, mithin wieder ein Hauptingredienz wegfällt. Auch das Gute will begründet seyn: aber wo ist dies in der Erscheinung Alicens, die als Roberts Schutzgeist zu betrachten ist, der Fall? Wie begründet, wie erklärt, wie entfaltet sich ihr Interesse? Es ist also von dem unumgänglichen „Kampf des Guten mit dem Bösen,“ von der Glut der Leidenschaft, von dem Siege der Tugend keine Rede; die erste mußte künstlich ersetzt werden durch übernatürliche Incisa; den letzteren müssen wir füglich als errungen annehmen, weil das böse Princip zufällig untergeht und dem Wankelmuth des Helden kein Wechsel (ich sage absichtlich nicht, „keine Wahl“) mehr übrig bleibt. Was die Liebe anbelangt, die dem Ganzen so nebenher eingeflochten ist, so müssen wir den handelnden Personen diese Angelegenheit aufs Wort glauben: zur Überzeugung durch die Handlung selbst fehlt es, vermuthlich durch das Vorwalten der Nebendinge, an Raum und Zeit. Und dieses Vorwalten der Nebendinge ist der bedeutendste Tadel, der Musik und Text trifft, wonach es begreiflich wird, daß ewig auf Ersatz gedacht werden mußte, weil die Hauptsache, nemlich die Idee eines Ganzen, zu Grunde gegangen ist — und daß, weil nun einmal ein Seitenweg eingeschlagen worden, Künsteln an die Stelle der Kunst treten mußte. Wenn diese Oper Meyerbeer's in Paris so zu sagen Furore machte, so wurde dies eben durch die ungewöhnlichen Beywerke erzielt; ich verweise auf die gleichzeitigen Zeitungsberichte: das Schiff hatte seine glückliche Fahrt dem Ballaste zu danken. Wenn die Franzosen sie für eine ächt deutsche musicalische Leistung erklärten, so thaten sie dies, weil sie fühlten, daß es weder italienische, noch französische Musik sey. Ich fordere jeden unparteyischen Beurtheiler auf, zuerst „Sidelio,“ „Don Juan“ und den „Freyschütz,“ dann Meyerbeer's „Robert“ anzuhören — und er entscheide, ob dies auch eine deutsche Composition sey. Ich finde ein so buntes Gemenge von der leichten welschen Gondoliera, dem Schweizer Alpenfange und dem altfranzösischen Volksliede an, verweht mit allen Bravouren und Tonfeistänkereyen der großen Oper, bis hinauf zum strengen Kirchenstyle, daß mir das Ganze wieder nur als ein recht künstlich zusammengefügtes Mosaik erscheint, dem der Typus durchdringender Charakteristik, dieser einzige Wapenbrief des Genies, abgeht. Wer sich mit einer halben Auffassung zufrieden stellt, dürfte mir leicht die vielen charakteristischen Momente der Oper entgegenstellen. Aber eben dadurch, daß es nur Momente sind, sehe ich meine Ansicht gerechtfertigt; was nützt es mir, wenn ich das Rollen der Würfel schon früher in der Musik höre, wenn mir Pauken, Cimellen und pizzichirende Bässe die Nähe der Unterwelt deutlich genug prognosticiren, wenn ich am Ende, die Charakteristik überblickend, im Helden nichts als ein schwankes Rohr, in seinem Verführer nichts als einen wehmüthigen Verworfenen gewahre, der nicht einmal Kraft und Muth zu seiner Bosheit in die Wage legt und eher Mitleid als Abscheu erregt. — Demungeachtet wird diese Oper durch ihre Einzelheiten, aber auch nur durch diese, allenthalben eine gewisse Sensation erregen. Den Musiker vom Fache wird die tadellose, mitunter kühne und originelle Behandlung der Form gewinnen, welche allenthalben ein reiches, wohlbewandertes Talent durchsehen läßt; den Dilettanten wird das Neue und Frappante überraschen. Wer, gleichviel ob Kenner oder Laie, könnte auch die wunderlieb aufstauende Melodie der Arie mit Chor: „Gold ist nur Chimäre,“ im ersten Acte, das schöne Duett mit Chor im nächsten, wo sich die zweyte Stimme wie ein blühender Epheu um den ersten Sopran schlängelt, ferner den schauerhaft schönen Geisterchor des dritten Actes mit seiner wunderbaren Instrumentirung, endlich den zweyten Satz des Schlußterzettes im letzten Acte: „Sohn, mein Sohn,“ ohne Befriedigung, ja ohne Entzücken hören? In diesen Momenten tritt das große Talent des Compositeurs in seiner ganzen Freyheit, in seiner siegreichen Gewalt hervor, und läßt um so mehr bedauern, daß es größtentheils in die Fesseln der Absichtlichkeit geschlagen wurde, und daß es mithin kommen mußte, daß die Poesie dieser Musik leider nur in der engsten Bedeutung des griechischen Wortes ποίω genommen werden muß. Absichtlichkeit, — ich habe das Wort ausgesprochen, und ich glaube, jeder unparteyische Kenner wird nach wiederholter Anhörung, deren man allerdings bedarf, von dieser Meinung nicht sehr entfernt seyn! Fast jede Nummer, einzeln betrachtet, hätte als Concertstück einen bedeutenden Werth: aber wie viel wurde nicht diesem secundären

Interesse aufgeopfert? — vielleicht die ganze Wahrheit. Wie viel Frappantes ist nicht da, bloß um zu brilliren? wie viel Süßes und Weiches, bloß um zu schmeicheln? wie viel ist nicht allein auf den Effect, wie viel mitunter sogar auf die örtlichen Interessen (man denke an Paris, wofür Meyerbeer seinen „Robert“ componirte) berechnet? Vermögen aber die Überraschungen des Wechsels, die Kühnheit der Instrumentirung und die Berechnung der Contraste die charakteristische Durchführung zu ersetzen? Die Zeit, welche nichts Vollendetes untergehen läßt, wird diesen Vorwurf beantworten; ich will nicht einmal an die Popularität der Musik appelliren, weil ich sie selbst für keinen genügenden Prüfstein halte.

So viel über die Oper selbst; die Aufführung, welcher Ref. zu mehreren Malen beywohnte, ist im Verhältniß mit den Kräften dieser Bühne durchweg ausgezeichnet und die beste aller bisherigen Vorstellungen dieses Theaters zu nennen. Chor (namentlich der weibliche) und Orchester, gegen früherhin vermehrt, vertragen, nach der Berechnung des Componisten, noch eine Verstärkung; jedoch wie sie nun waren, contentirte das letztere völlig, und der erstere, durch brave Solosänger consolidirt, muß lobend erwähnt werden. Überhaupt ist der günstige Eindruck, welchen „Robert der Teufel“ in Wien hervorbrachte, hauptsächlich der präcisen und correcten Aufführung, welche auf das erfreulichste überraschte und allgemeine Anerkennung fand, zuzuschreiben; eine bedeutende Auszeichnung für die darin beschäftigten Künstler, daß sie der in der Oper vorwaltenden Form vortrefflichkeit, die ihrem Wirken zum Bezirke angewiesen ist, so viel Eingang zu verschaffen wußten: eine Aufgabe, welche durch die ungeweinen Schwierigkeiten der Composition und mitunter durch die abenteuerlichsten Stellungen des Gesanges und der Instrumente, keine geringe zu nennen, und deren entsprechende Lösung daher um so ehrenvoller ist. Hr. Pöck macht sein Verdienst durch schönen, reinen Gesangsvortrag in der klippenvollen Parthie des Vertram vor Allen geltend; mit Vergnügen stimmt man in den allgemeinen Beyfall, der diese seine Leistung jedesmal begleitet. Schade, daß diese Parthie, die ewig in Bravouren hinausgeht, nur die kräftige Bravour der Leidenschaft nicht in sich faßt und dem beliebtesten Künstler ein solches Hervortreten (wie z. B. Casparn im „Frenschütz“ die Arie: „Triumph, die Hölle siegt“) nicht gewährt. Ute. Segatta, gleichfalls sehr anstrengend beschäftigt, sang ihre Alice mit Ausdruck und Reinheit; daselbe gilt von Hrn. Demmer, als Robert, welcher nach den Bedingungen seiner Aufgabe in Feuer, Kraft und Wahrheit gut abzuwechseln wußte. Das Vocalterzett des dritten Actes zwischen Vertram, Alice und Robert, ein Non plus ultra an excentrischen Schwierigkeiten, jedoch eher peinlich als schön, wurde überraschend ausgeführt; eben so das früher erwähnte Schlussterzett des vierten Actes. Mad. Zimmer sang die Isabella zwar ganz fehlerfrey, aber dieses allein dürfte nicht genügen; der zweyte Act litt durch sie, denn unter den Kunstverhältnissen anderer Individuen des Josephstädter Vereins ist Mad. Zimmer keine Primadonna. Hr. Emminger verdient als Reimbaut lobende Erwähnung; das Duett des dritten Actes mit Vertram gefällt mit Recht; jedoch scheint die Bemerkung nöthig, daß der Tenor nicht auf Kosten des Basses hervortreten suche; Hr. Emminger nehme sich hier Hrn. Pöck's Ruhe und Beherrschung zum Vorbilde. Der Gespensterchor dieses Actes könnte vielleicht scenisch besser placirt werden; die Schärfe der Stimmen schadet, die des Messings stört. — Costümes und Decorationen, durchaus neu und geschmackvoll, die Arrangements, präcise und ohne Störung, müssen gerühmt werden; die ganze Vorstellung war ein erfreulicher Beweis, wie durch allseitiges, eifriges Zusammenwirken und durch den Eifer für die Kunst, selbst unter beschränkteren Verhältnissen, etwas Entsprechendes geleistet werden könne; und die oft wiederholten Aufführungen unter stetem Besuch und Beyfall zeigen, daß der thätige Director Stöger auf die verdiente Anerkennung von Seiten des Publicums zählen könne.

(Mit Nr. 28 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.